

reiches willen«) nirgendwo im Neuen Testament als solche thematisiert wird: und schon gar nicht erscheint sie als »besondere Bedingung« für irgendetwas.

Man sollte also Ben-Chorin diese neutestamentlichen Sachverhalte bedenken lassen. Es wäre schwerlich sinnvoll, mit späteren Anschauungen Eindruck machen zu wollen. Darauf könnte sich Ben-Chorin – mit Recht – nicht einlassen. Ebensovienig kann man sich, wie es immer wieder geschieht, auf Johannes den Täufer (man beachte den Unterschied zu dem oben Gesagten!) in der Weise berufen, dass man von ihm auf Jesus hin ableitet: was er getan habe, müsse Jesus um so mehr getan haben. Nicht anders mit dem beliebten Hinweis auf die »Mönche« von Qumran: Jesu Predigt ist nicht die der Qumran-Essener, so viele terminologische und andere Anklänge sich im Neuen Testament auch finden mögen. Aus den Qumran-Essenern und ihrem Verhalten, ihrer Lebensführung usw. lässt sich für Jesus genau so wenig »ableiten« wie aus dem späteren christlichen Mönchtum. Damit ist über die Qualitäten eines solchen Lebens gar nichts gesagt. Man darf aber die verschiedenen Stadien der geschichtlichen Erfahrung nicht beliebig durcheinanderwürfeln – und daraus Folgerungen in nicht zugehörige Ebenen ziehen. Das Gespräch mit Schalom Ben-Chorin dürfte aber, wie ein Blick in sein Buch »Der dreidimensionale Mensch« zeigt, erst eröffnet sein. Auch »Bruder Jesus« ist ein Stück aus dem Unterwegssein eines Menschen, der uns *suchen* und *fragen* und *lernen* lehren kann.

Damit ist der Zusammenhang mit der neuen Publikation »Der dreidimensionale Mensch« angesprochen. Man sollte eigentlich vieles, was der Verfasser in »Bruder Jesus« gesagt hat, auf dem Untergrund dieses neuen Buches zu bedenken und zu verstehen suchen. Denn es kann kein Zweifel daran sein, dass sehr vieles erst so verständlich werden kann, weil dieses Buch die Zusammenhänge offenlegt. Zugleich zeichnet sich aber ein weiterer Fortschritt, auch in manchen noch sehr heiklen Fragen, ab. Der 3. Abschnitt unter der Überschrift »In Sünden geboren – Immaculata« ist dafür ein beredtes Beispiel. Freilich, Ben-Chorin teilt noch nicht persönlich eine mögliche Vermittlung (in der schwierigen Frage der »Jungfrauengeburt«), wie sie sich etwa aus chassidischem Judentum des 18. Jahrhunderts gewinnen liesse (gleichgültig, wieviel diese Vermittlung nun sachlich abwerfen würde). Aber ist es nicht ein sehr wichtiger Schritt, dass Ben-Chorin diese Möglichkeit überhaupt einmal – von sich aus – ins Spiel bringt, auch wenn er sie (zunächst einmal jedenfalls) noch entschieden ablehnt? Jede echte Möglichkeit eines Weiterkommens beginnt doch mit einer ernsthaften Konfrontation, in die man sich selbst bringt – und damit anzeigt, dass man sich nicht billig der Fragestellung entziehen will.

Aber – es ist höchste Zeit, dass wir uns einigen anderen Aspekten dieses Buches zuwenden. Man darf sagen, dass man selten auf rund 180 Seiten eines kleinformatigen Buches mit so vielen ernsten Fragen des Glaubens, der Theologie, der menschlichen Entwicklung (besonders in Fragen Offenbarung), der Geschichte jüdisch-christlicher Religiosität in solcher Schlichtheit, in so prägnanter Kürze und mit solch umsichtigem Scharfsinn konfrontiert wird. Was andere nur furchtbar kompliziert sagen können (was man nur zu gut verstehen kann), das vermag Schalom Ben-Chorin in grosser Einfachheit zu sagen, wobei er das, was es zu berücksichtigen gilt, genau im richtigen Augenblick und mit der gebotenen Beschränkung zu sagen weiss. Und darauf zielte eigentlich unsere Bemerkung zu Eingang dieser »Besprechung« schon ab: sind die grossen

Themen der Verkündigung des Gotteswillens, der Glaubensbotschaft und der Erschliessung der Möglichkeiten eines Glaubens nicht längst für uns – auf dem Boden jüdisch-christlicher Offenbarungsreligion – so weit gemeinsam, dass wir uns viel mehr um diese uns allen gemeinsamen grossen Fragen bemühen sollten, statt uns zu sehr in den Detailfragen, die aus anderen (und grossenteils vergangenen) Zeiten stammen, aufzuhalten? Ist das Zeugnis, das uns eint, nicht viel kostbarer als die Trennung in Fragen, die wir meist doch nicht einfach zu lösen vermögen?

Wer möchte eigentlich Schalom Ben-Chorin, dem Juden, nicht zuhören, wenn er in seinem letzten Abschnitt seines Buches, überschrieben »Unsterblichkeit«, nach einer schonungslosen Erörterung dessen, was es heute dazu an kritischen Voraussetzungen zu klären gibt, schliessen zu dürfen meint:

»Ich glaube, dass über diese letzten Dinge eigentlich nur in der Form der Frage gesprochen werden kann. Fertige Antworten erscheinen mir fast frevelhaft. Das Mysterium darf nicht entschleiert werden. Das Allerheiligste bleibt unbetretbar.

Auf die Frage, die in uns und mit uns lebt, gibt es keine formulierbare Antwort, aber das schliesst die Hoffnung nicht aus.

Nicht alles in unserem Leben ist formulierbar. Das Letzte und Höchste entzieht sich der Definition. Hier muss es noch einmal gesagt sein: Wer wollte die Liebe erschöpfend beschreiben?

Es gibt ein Schweigen, in welchem paradoxerweise die Stimme Gottes spricht. Es ist das Schweigen, in dem Elia die Stimme Gottes offenbarte (1 Kön 19, 12).

Diese Stimme feinen Schweigens spricht zu uns auch von der Unsterblichkeit, von der Auferstehung, von der Hoffnung, die mit uns geboren wird, aber nicht mit uns stirbt.« (S. 173).

Ob er, der Jude Schalom Ben-Chorin, nicht auch für den Christen einer der wenigen Lehrer sein wird, welche in unserer Zeit – von einer späteren Beurteilung aus gesehen – »den Rückweg aus der Immanenz in die Transzendenz« eröffnet haben?

O. K.

SCHALOM BEN-CHORIN: Judentum und Christentum im technologischen Zeitalter. Drei Essays. Meitingen-Freising 1972. Kyrios Verlag (Theologie und Leben 8). 55 Seiten.

In diesem schmalen Bändchen legt Verf. drei Reden vor – er selber spricht im Vorwort von vier –, die ursprünglich 1970 bei einem christlich-jüdischen Jugendtreffen in Israel (I) und anlässlich der Woche der Brüderlichkeit in der BRD (II und III) gehalten, den christlich-jüdischen Dialog auf Fragen der heutigen pluralistischen Gesellschaft ausdehnen wollen (Vorwort).

»Judentum und Christentum vor dem Forum des technologischen Zeitalters« (S. 11–28) fordert, dass sich beide Religionen den Fragen der technisierten Welt stellen und sich deren Mittel für die Verkündigung nutzbar machen. Dabei gilt es jedoch, die geistige Substanz des Glaubens zu bewahren.

»Fremdling und Verfremdung« (S. 29–46) behandelt das Problem der Minderheiten. Nicht nur in jeder Gesellschaft kann man plötzlich fremd und Minderheit werden: Fremdheit und Verfremdung gehören zum Wesen eines jeden Menschen, ein Schicksal, das nur in der Hoffnung auf Gott ausgehalten werden kann. »Einerlei Recht« (S. 47–54) analysiert 3 Mose 24, 22 und 4 Mose 15, 15 f.: gleiche Verpflichtung und gleiches Recht für Einheimische wie für

Fremde. Diese Gleichheit aller darf aber nicht nur Duldung oder gleiche Chancen aller bedeuten, sondern verlangt die wirkliche Liebe zum Nächsten als dem von Gott geschaffenen Bruder.

Das Buch wird manchen Leser enttäuschen. Gewiss knüpft Verf. an manche klaren Beispiele aus Judentum und Staat Israel (die Probleme der arabischen Arbeiter eingeschlossen) an, aber die Ergebnisse aus den langen, mit zu vielen den Gedankengang eher zerreisenden als erhellenden Zitaten aus mit Literatur und Philosophie vollgepfropften Erörterungen sind kaum konkret, manche Ausführungen allzu knapp, die Schlussthesen hinreichend bekannt. Man hätte auf die zu Recht aufgeworfenen Fragen eine praktischere, fassbarere Antwort erwarten dürfen, selbst wenn Abt Laurentius Klein in seinem Geleitwort bereits einschränkt, Ben-Chorin sei ein »theologischer Schriftsteller«, der »keine organisatorisch-technischen Lösungen vorlegen will« (S. 8). Zudem behandeln die beiden letzteren Beiträge Themen, die in jeder Gesellschaft und in jedem Zeitalter aktuell sind oder zumindest sein sollten, so dass gerade sie dem den ganzen Band zusammenhaltenden anspruchsvollen Titel nicht ganz gerecht werden.

Dennoch sollten die drei Essays zum eigenen Nachdenken über die hier angesprochenen Fragen anregen. Damit geben sie einen gewiss nicht zu übersehenden Anstoss für das weitere Gespräch zwischen Juden und Christen, das sich nicht in allgemeinen Diskussionen erschöpfen darf.

Kleinere Druckfehler (z. B. Israeli statt Israelit, S. 48) fallen nicht ins Gewicht. Das Bändchen schliesst mit einem Gebet und einem Segen.

Hans Jürgen Höller

*Im Nachgang zu FR XXIII/1971, Seite 145:*

SCHALOM BEN-CHORIN: *Mutter Mirjam, Maria in jüdischer Sicht*. München 1971. Paul List Verlag. 224 Seiten.

Zu dieser Besprechung über »*Mutter Mirjam, Maria in jüdischer Sicht*« möchten wir auf eine Reihe uns zugegangener Zuschriften aus Leserkreisen bemerken, dass der Rezensent, Dr. Pinchas Lapide, wie auch der Autor des Buches, *Schalom Ben-Chorin*, durch ihr Bemühen und ihre Schriften zum und über das Verständnis von Juden und Christen bestens bekannt sind (vgl. u. a.: Pinchas Lapide, Rom und die Juden [in: FR XIX/1967, S. 172 f., vgl. u. S. 116 ff.]; Schalom Ben-Chorin, vgl. ebd.). Der Rezensent, Dr. P. Lapide, hat seine Gedanken »aus jüdischer Sicht« dargelegt. Diese decken sich daher nicht mit allgemein jüdischem oder christlichem Glaubensverständnis.

Wir möchten annehmen, dass die folgende, uns zugegangene polemische Besprechung von John M. Oesterreicher unsere freundschaftliche Verbundenheit mit den oben Genannten nicht stört, sondern die Diskussion über diese in der Theologie und Religionswissenschaft noch offenen Fragen in gewohnter Weise anregt (Anm. d. Schriftleitung d. FR).

In der letzten Folge des FR hat Pinchas Lapide das Lob dieses Buches gesungen. Ich fühle mich verpflichtet, diesem uneingeschränkten Lob zu widersprechen. Ich tue das nicht leichthin, da ich Schalom Ben-Chorin persönlich kenne und von ihm nur Freundlichkeit erfahren habe. Gerade mein Respekt für ihn zwingt mich aber, meinem Unbehagen Ausdruck zu geben.

Um nicht missverstanden zu werden, möchte ich betonen, dass ich an das Buch nicht mit falschen Erwartungen herangetreten bin. Es hat mich nicht überrascht, geschweige denn schockiert, dass sich Ben-Chorin von den katholischen Dogmen über Maria distanziert, dass er vielmehr bekennt: »Wer war Mutter Mirjam? Nicht die selige Jungfrau, nicht die Himmelskönigin, die mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde, nicht der Stern der Meere, nicht die Siegerin über die Ur Schlange, nicht das Urbild der Kirche« (S. 7).

Was mich enttäuscht – ich bedaure es sagen zu müssen –, ist der journalistische Charakter des Buches. So löblich

auch Ben-Chorins Vorhaben ist, es ist ihm m. E. nicht gelungen, das Bild Mariens in seiner Ursprünglichkeit – des Mädchens von Nazareth, der jungen jüdischen Mutter eines Sohnes ohnegleichen – darzustellen. Wenn man sein Buch aus der Hand legt, erinnert man sich an mehrere Skizzen, manche eindrucksvoll, andre eher verzeichnet, sonst aber geht man leer aus. Kein wie immer geartetes Bild Mariens bleibt im Gedächtnis haften.

Könnte es einfach daran liegen, dass Ben-Chorin nicht jenes Verhältnis zu seinem Thema hat, das zum Gelingen eines bedeutsamen Werkes notwendig ist? Selbst ein Stilleben erfordert, dass der Apfel, die Teekanne, das Seidentuch oder was immer sonst der Maler abbildet, ihm etwas bedeuten; sie müssen wie ein Teil von ihm sein. Wenn er aber lebendige Wesen malen will, dann muss sein Herz mit Sympathie und Liebe zu ihnen erfüllt sein. Ohne Liebe geht es nun einmal nicht, ohne Liebe gibt es keine Kunst, die zum Herzen spricht. *Mutter Mirjam* hat mein Herz völlig kalt gelassen. Liegt das an mir, dem Beschauer, oder an Ben-Chorin, dem Darsteller? Es muss doch etwas bedeuten, dass er immer wieder von »der Maria« spricht. Ich kenne keinen Schriftsteller, der von Moses, R. Akiba, Einstein oder Golda Meir als dem Moses, dem R. Akiba, dem Einstein oder der Golda Meir sprechen würde.

Wie tief die Distanz, die Fremdheit zwischen Ben-Chorin und seinem Thema sind, zeigt unter andrem seine Interpretation der Begegnung Jesu mit Seiner Mutter bei den Hochzeitsfeierlichkeiten zu Kana. Mariens zarte, da nur angedeutete Bitte: »Sie haben keinen Wein mehr« wird bei Ben-Chorin zu einer »merkwürdigen Begrüssung«, ja »vielleicht hämischen Bemerkung« (S. 122). Jesu Antwort, die, ins Hebräische rückübersetzt, lautet: »Was [ist] mit dir und mir«, ist eine in der Bibel öfters vorkommende Wendung, deren Bedeutung nur aus den Umständen, der Person des Sprechers und der des Angesprochenen erschlossen werden kann.

Als Elijah bei der Witwe von 'Zarefat, deren Mehltopf und Olkrug er zuvor so gesegnet hatte, dass sie nicht länger Hunger litt, wieder einkehrte, diesmal aber ihren Sohn dem Tode nahe fand, wird er mit den Worten empfangen: »Was habe ich mit dir zu tun, Gottesmann?« (1 Kö 17, 18). Buber überträgt: »Was haben ich und du gemein, Mann Gottes?« – eine Übertragung, die sich Ben-Chorin für die Antwort Jesu an Seine Mutter zu eigen macht. Im Mund der Witfrau ist die Wendung ein Ausdruck der Seelenangst. In der Person des Propheten tritt ihr die Welt des Göttlich-Unbekannten, des Wunders und der Überraschung entgegen, die allem menschlichen Ermessen entzogen ist. Ja, sie sieht sich dem *mysterium tremendum* gegenüber, fährt sie doch fort: »Du bist gekommen, um mich an meine Sünde zu erinnern und meinen Sohn zu töten!« Elijah ist nicht etwa gekränkt, sondern gibt ihr in der Kraft Gottes den Sohn voll des Lebens wieder.

Im Munde Jesu ist die Frage: »Was mit dir und mir?« nicht eine »harte, lieblose, schroffe, ja beleidigende Antwort«; sie ist weder »unehrerbietig« noch »offenbar äusserst zornig« (S. 122). Wie sehr ich mich auch bemühe, Ben-Chorin zu verstehen, ich kann nicht umhin zu sagen, dass er, nicht Jesus, der Heisspohn ist. Wovon Jesus Seine Mutter überzeugen will, ist, dass von nun an Sein Leben einem neuen Gesetz gehorcht. Blutbande können Sein Handeln nicht bestimmen, nur der Wille des Vaters, von dem Er sich gesandt weiss. Gott allein entscheidet, wann die Stunde von Jesu Selbstoffenbarung kommt. Unser Autor, der seiner sicher ist, dass Jesus sich mit Seiner